

Heiner Horlitz



Inhalt

Das Studium in den Sand gesetzt, jede Menge Bafögschulden, dazu den eisigen Atem der Arbeitsagentur im Nacken. Da hilft nur noch eins: eine Flucht nach Santiago de Compostela. Doch auch der Jakobsweg ist lang und gefahrenvoll. Ob verwilderte Hunde, die in verfallenen Ruinen hausen, entlaufene Pferde oder wirre Greise, die vergiftete Brunnen bewachen, der Camino de Santiago hält jede Menge Überraschungen bereit. Es bleiben vier Wochen Zeit und 800 Kilometer Wegstrecke, um das eigene Schicksal noch etwas aufzuschieben. Aber das Beste, was man in aller Ungewissheit finden kann, ist einander. So kommt es unterwegs u.a. zu Begegnungen mit einem schlagfertigen Chinesen, einem alkoholsüchtigen Wikinger sowie einem mürrischen Neuseeländer. Und dann ist da noch die schöne Evelyn aus Amerika. Zusammen flüchtet es sich doch viel schöner. Doch aller Sorgen und Probleme zum Trotz, manchmal braucht es nur etwas Bier und Klopapier.

Autor

Heiner Horlitz, geboren 1982 in Erfurt, ist nahezu jedes Jahr mit Rucksack und Zelt unterwegs. Zwischen 2006 und 2011 pilgerte er mehrmals auf dem Jakobsweg. Weitere Wanderungen führten ihn durch die schottischen Highlands, entlang der englischen Atlantikküste oder über die grasigen Hügel von Wales. Neben Reiseliteratur verfasst er auch Lyrik und Kurzprosa.

www.heiner-horlitz.de

“So look see the days
The endless coloured ways
And go play the game that you learnt
From the Morning”

(Nick Drake, From The Morning)

Inhaltsverzeichnis

1. Auf der Flucht
2. Nach Saint-Jean-Pied-de-Port
3. Von echten und falschen Bären
4. Ein Hoch auf das Bocadillo
5. Die Stadt der Stiere
6. Oh wie schön ist Iowa
7. Ein waschechter Wikinger
8. Guter Wein und gute Musik
9. Die Bacardi-Brüder
10. Ein Container für alle
11. Hugo und die Hähnchen
12. Vom Ploppen zerplatzter Männerträume
13. Alles, was ich wissen muss
14. Der Hundefelsen
15. Im Land der Felder
16. Jeder ist ein Tier
17. Liebeskummer
18. Auf den Spuren der Templer
19. Menschen sind wie Sterne
20. Der Chinaböller
21. Küssen verboten
22. Da steht ein Pferd auf dem Flur

23. Regenwürmer und Ritter
24. Noch ein Hundefelsen
25. Ein toller Hecht
26. Ein teuer bezahltes Tagebuch
27. In die Berge
28. Eine Coladose voller Glück
29. Zu Besuch im Kloster
30. Die Stadt, die zweimal gebaut wurde
31. Neue Delikatessen
32. Hässliche Bäume und eine schöne Frau
33. Kein wirkliches Ende
34. Am Ende der Welt

1 Auf der Flucht

Hermann Hesse hat ja behauptet, dass jedem Anfang ein Zauber innewohnt. Und tatsächlich, für einen Moment ist es beinahe schön. Kofferrollen rattern über das Pflaster, Reißverschlüsse schnurren, Rucksackschnallen klacken. Vor mir blitzen die Gleise in der Morgensonne. Der Himmel ist makellos blau. Eine große Reise muss immer an einem Bahnhof beginnen.

Aus den Lautsprechern nuschtelt eine Stimme in bestem thüringisch. Kurz darauf knattert eine Taube unter dem Dach hervor, als gelte der Aufruf ihr allein. Aber in Wirklichkeit ist sie einfach nur auf der Flucht. So wie ich. Und statt einem Anfang fühlt sich das hier wie ein Ende an – und das ist alles andere als bezaubernd.

Nachdem ich zum dritten Mal durch die Prüfung gerasselt war und die Fachhochschule Eberswalde mich mitleidslos exmatrikulierte, blieben mir drei Möglichkeiten: Ich könnte mich in psychologische Behandlung begeben, eine alkoholische Laufbahn einschlagen oder aber mich sportlich betätigen. Letztendlich habe ich mich für alles entschieden. Genauer gesagt: Für den Camino de Santiago, den Jakobsweg. 800 Kilometer quer durch Spanien – und zwar zu Fuß. Eine Strecke doppelt so lang wie die Spree. Vor einem Jahr ist bereits mein Vater im stolzen Alter von 70 den Jakobsweg gelaufen. Jetzt kann ich wortwörtlich in seine Fußstapfen treten – und vielleicht ein paar eigene hinterlassen. Am Ende meiner Reise habe ich hoffentlich eine Art Erleuchtung oder zumindest einige zündende Ideen, wie es weitergehen soll.

Viel Zeit bleibt nicht mehr. Mir sitzt bereits die Agentur für Arbeit im Nacken und plant die weitere berufliche Zukunft

für mich, Nr. 093A252405. Eigentlich dürfte ich jetzt gar nicht hier sein, sondern müsste fleißig Bewerbungen schreiben und mich für Vorstellungsgespräche griffbereit halten. Aber wie gesagt: Das hier ist eine Flucht.

Es folgt eine weitere Durchsage. Der ICE ist tatsächlich pünktlich. Die Wartenden am Bahnsteig greifen nach ihren Koffern, Taschen und Kindern und bilden eine Frontlinie. Ich gestehe, dass ich lieber Regionalbahn fahre. Ganz ehrlich, ein richtiger Zug muss rattern, ruckeln und quietschen. Der Fahrgast braucht das physische Erlebnis, er muss das Pochen der Gleise unter seinem Hintern spüren. Es muss beim Toilettengang so sehr schaukeln, dass man alles andere trifft, nur nicht die Kloschüssel. In einem ICE kommt man sich dagegen vor wie eine Rohrpost. Der heutige Adressat ist Frankfurt am Main.

Mein Sitznachbar erfüllt auch gleich mal das Klischee vom bösen Banker: schwarze Lackschuhe, Nadelstreifenanzug, Windsorknoten, dazu ein Nussknackergrinsen und eine Frisur wie ein Brotaufstrich. Weil wir nebeneinandersitzen, kommen wir zwangsläufig ins Gespräch, wobei es sich eher um einen Monolog handelt. Der Krawattenmann erzählt mir ausführlich von seinem Plastikleben. Es geht um Devisen, Aktienkurse, Hedgefonds und US-Indizes - also quasi um nichts. Während der Börsianer so munter drauflos schwadroniert, streicht er sich mit der Hand immer wieder über den marinierten Scheitel. Ich schaue hilfesuchend zur Gepäckablage. Jetzt wäre es allerhöchste Zeit für eine ordentliche Kofferlawine.

Nach zwei Stunden fährt der Zug in Frankfurt ein. Ich beeile mich das Bahnhofsgebäude zu verlassen, um den zahlreichen Schnorrern zu entkommen, die sofort Witterung aufnehmen. Unweit vom Hauptbahnhof befindet sich die Haltestelle zum Airport-Shuttle nach Frankfurt Hahn. Der Preis für die zweistündige Überführung beträgt 15 Euro. So viel wie mein ganzer Hinflug. Als ich dem Busfahrer einen Fünfzig-Euro-Schein reiche, zerstückelt er mich mit seinem

Kettensägenblick. Das Pärchen hinter mir provoziert ihn zusätzlich mit einem Hunderter. Nach einer Viertelstunde können wir endlich los. Der Fahrer weist uns im Kasernenton auf die Anschnallpflicht hin, dann pflügt er durch die Innenstadt Richtung Autobahn.

Apropos Kasernenton: Frankfurt-Hahn wurde früher vorrangig militärisch genutzt. 1951 von den Franzosen gebaut, übernahm ihn 1952 die US-Airforce. Nach dem Kalten Krieg waren hier drei F-16 Staffeln stationiert, die u. a. im zweiten Golfkrieg eingesetzt wurden. Später mauserte sich Hahn zum sechstgrößten Frachtflughafen Deutschlands. Das brachte vor allem Naturschützer auf die Palme, siedelte doch hier die seltene Mopsfledermaus. Heute ist Frankfurt-Hahn der wirtschaftliche Herzschrümmacher einer ganzen Region. Die Bezeichnung „Frankfurt“ bleibt hingegen rätselhaft. Selbige Stadt liegt nicht nur 125 Kilometer entfernt, sondern in einem ganz anderen Bundesland. Das soll mal ein Lehrer im Geografieunterricht erklären.

Der Bus trifft auf die Minute pünktlich am Flughafen ein. Kaum dass die Gepäckklappe offen ist, zerren die Reisenden brutal ihre Koffer und Taschen aus dem Bus, als würden sie ein erlegtes Tier ausweiden. Nachdem ich meinen Rucksack wiederhabe, begeben mich in die Abflughalle. Fluggäste aus der ganzen Republik strudeln hier ineinander. Das liegt nicht nur den niedrigen Preisen, sondern auch an den vielen Destinationen, wie nicht zuletzt die Garderobe der Reisenden verrät: Getigerte Miniröcke gehen nach Mallorca, Bommelmützen und Funktionsjacken nach Schottland, Krawatten und Rolex-Uhren nach London. Die blauen Uniformen entpuppen sich hingegen als äußerst hartnäckige Werbevertreter von Ryanair.

Die Dame am Check-in ist von äußerst hochhackigem Gemüt. Man kann in jedem Wort die Absätze klacken hören. Als ich meinen Rucksack auf das Rollband lege, schaut sie mich an, als hätte ich ihr gerade eine blutige Schweinehälfte hingeknallt. Sie spitzt abschätzend die glasierten Lippen,

was ihr eine erotische Arroganz verleiht. Ich riskiere ein Lächeln. Zur Strafe schickt sie mich durch die halbe Halle zum Übergepäck.

Gut anderthalb Stunden später sitze ich im Flieger nach Santander. Die Stimme des Kapitäns knistert aus den Lautsprechern. Letzte Sitzgurte klacken, Tische schnappen zu. Ein Kind schreit vergeblich nach seinem Kuscheltier. Die Flugbegleiterinnen positionieren sich im Gang und spulen spröde die Sicherheitsinstruktionen herunter. Danach setzt sich die Maschine in Bewegung. Wir ruckeln über das Rollfeld Richtung Startpiste. Dann heulen die Turbinen auf.

Nachdem das Flugzeug wieder in der Waagerechten liegt, starten die Stewardessen die Werbeveranstaltung. Es gibt Sandwichs mit Putenbrust, Rotkäppchensekt und Rubbellose. Der Großteil der Passagiere stellt sich schlafend oder sucht imaginäre Gegenstände unter den Sitzen. Auch ich schließe die Augen. Als ich sie wieder öffne, setzt das Flugzeug bereits zur Landung in Santander an.

Die Hauptstadt Kantabriens gilt aufgrund ihrer Sandstrände als beliebter Badeort und steht auch bei Surfern hoch im Kurs. Die Innenstadt hingegen ist weniger attraktiv. Doch das hat seinen Grund. Im Jahre 1941 wütete in Santander ein heftiger Großbrand und verzehrte das historische Zentrum nahezu komplett. Erst nach zwei Tagen konnte das Feuer gelöscht werden. Der langwierige Wiederaufbau war jedoch alles andere als eine Schönheits-OP. Da hat Dresden die deutlich besseren Architekturchirurgen gehabt. Eine weitere Katastrophe hatte sich am 3. November 1893 ereignet: Der gerade heimgekehrte Frachter *Cabo Machichaco* geriet beim Entladen in Brand und explodierte – und zwar mit 51 Tonnen Dynamit an Bord. Durch die Druckwelle wurden sämtliche umliegenden Häuser weggemäht und es gab 590 Todesopfer zu beklagen.

Wieder knistert die Stimme des Kapitäns in den Lautsprechern. Die Stewardess versucht es nochmal mit den

Rubbellosen. Sie wird mir fehlen. Als ich in sengender Hitze auf dem Rollfeld stehe, wird mir zum ersten Mal so richtig bewusst, was ich mir da aufgehalst habe: Achthundert Kilometer Fußmarsch mit einem Rucksack, der so viel wiegt wie ein Vorschulkind. Das wird nicht nur lustig, sondern vor allem anstrengend.

Mit dem Zubringer fahre ich in die Stadt und gönne mir am Busbahnhof ein Frühstück. Mir fällt sofort auf, dass Spanien ein lautes Land ist. Die Leute unterhalten sich über mehrere Tische hinweg und auch der Kellner macht sich nicht die Mühe, hinter seinem Tresen vorzukommen, sondern nimmt meine Bestellung aus zehn Metern Entfernung entgegen.

Nach dem Essen erkundige ich mich nach einer Verbindung Richtung Saint-Jean-Pied-de-Port. Mein Vorhaben gestaltet sich als schwierig. Englisch spricht hier keiner. Mühsam knete ich einige spanische Vokabeln zusammen und überreiche den Klumpen. Den Namen Saint-Jean-Pied-de-Port muss ich mehrmals wiederholen. Schließlich empfiehlt man mir den Bus nach Bilbao zu nehmen. Morgen soll ich dann weiter nach Bayonne fahren. Von dort geht ein Pilgerzug direkt nach Saint-Jean. Also kaufe ich ein Ticket ins Baskenland und wundere mich über den niedrigen Preis. Mit der Deutschen Bahn wäre ich damit nur von Potsdam bis zum Berliner Ostbahnhof gekommen.

Es dauert eine Weile, ehe ich meinen Bus gefunden habe. Zwar steht auf dem Ticket die Nummer der Haltebucht, aber ich merke schnell, dass hier das Motto gilt: Wer zuerst kommt, parkt zuerst. Immerhin gibt's einen Fensterplatz. Etwas Sorge bereiten mir hingegen drei finstere Gestalten, die um die geöffnete Gepäckluke herumscharwenzeln. Aber eigentlich ist mein Rucksack zu schwer, um ihn zu klauen.

Schließlich setzt sich der Bus in Bewegung. Nicht mal ein halber Tag ist vergangen und ich bin Zug gefahren, Flugzeug geflogen und sitze zum zweiten Mal im Bus. Vielleicht sollte ich nachher noch eine kleine Bootstour machen.

Übrigens heißt Bilbao in Wirklichkeit Bilbo. Im Baskenland legt man besonderen Wert auf die eigene Sprachkultur. Es muss die Bewohner ungemein stolz gemacht haben, dass in *Herr der Ringe* ein Protagonist denselben Namen trägt. Mit dem grünhügeligen Auenland hat die Stadt aber nichts gemein. Bilbao ist ein gefragter Industriestandort. Speziell mit Eisen hat man sich einen Ruf als Arbeiterstadt erworben. In den Neunzigerjahren unterzog man das Zentrum aber einer gründlichen Maniküre. So wurde ein 28 Kilometer langes Metronetz gelegt und der Fluss mit postmodernen Brücken aufgewertet. Auch in Sachen Kultur wurde reichlich Mascara und Rouge aufgetragen. So verfügt die Stadt u.a. über ein Museum der schönen Künste, ein Seefahrtsmuseum, ein Industriemuseum und natürlich das Guggenheim-Museum. Bei allen modischen Veränderungen behielt man sportliche Tradition bei: Der örtliche Fußballclub Athletic Bilbao beschäftigt bis heute ausschließlich baskische Spieler.

Als ich in der Stadt eintreffe, ist es bereits später Nachmittag. Jetzt gilt es eine Übernachtungsmöglichkeit ausfindig zu machen. Da fällt mir der kleine Zettel meines Vaters ein. Als er letztes Jahr den Camino gegangen ist, hatte er in Bilbao zwischenübernachtet. Erfreulicherweise notierte er nicht nur die Adresse, sondern auch den Namen der angrenzenden U-Bahnstation. Jetzt muss ich den Zettel nur noch finden. Weil es auf den Straßen so belebt ist, ziehe ich mich in eine Telefonzelle zurück. Nach zehn Minuten ist die Notiz gefunden. Mein Rucksackmanagement ist eindeutig ausbaufähig.

Wenig später visiere ich den erstbesten Treppenabgang zur Metro an. Der Fahrkartenautomat stellt mich vor einige Schwierigkeiten. Wahllos probiere ich sämtliche Knöpfe. Als ein Betrag um die 1,30 Euro auf dem Display angezeigt wird und mir das als vertretbarer Preis erscheint, drücke ich die grüne Taste. Surrend schiebt sich ein Stück Pappe aus dem Schlitz. Jetzt habe ich gleich auch noch eine Metrofahrt in

meiner Sammlung. Nach einer Viertelstunde bin ich am Ziel. Zu Fuß geht es nun direkt ins Zentrum. Es dauert eine Weile, bis ich in den verwinkelten Gassen meine Bleibe gefunden habe. Ich klinge zweimal, dann ertönt der Summer. Im zweiten Obergeschoss wartet ein älterer Herr, der aussieht wie Michel Piccoli. Er trägt pelzige Hausschuhe, Jogginghose und ein schlappriges Unterhemd. Der Flur hinter ihm wird von Fernsehgewitter erhellt. Es riecht nach Frittenfett und Teppichreiniger.

Mein Zimmer sieht aus wie ein Verhörzimmer der Staatssicherheit: Bett, Lampe, Stuhl, Tisch. Fenster gibt es keine. Dafür einen vergitterten Lüftungsschacht, der zahlreiche Umgebungsgeräusche transportiert. Ich höre das Jaulen eines Hundes, Kindergeschrei und die Klospülung. Na ja, ist ja nur für eine Nacht. Nach einer kalten Dusche meldet sich der Hunger. Also mache ich mich nochmal auf den Weg in die Stadt, auch wenn ich keine große Lust dazu habe.

Die Sonne ist inzwischen untergegangen. Trotzdem staut sich noch immer die Hitze des Tages zwischen den Häusern. Auf meiner Suche nach etwas Essbarem erreiche ich den Ria de Bilbao. Unzählige Menschen wuseln die Uferpromenade entlang, nur einige alte Angler stehen rauchend am Geländer, den Blick aufs Wasser gerichtet. An der nächsten Kreuzung gibt es einen Supermarkt. Mein heutiges Abendbrot besteht aus Schokolade, Keksen und zwei Dosen San Miguel. Das muss reichen. Ich gehe zum Fluss zurück und setze mich auf eine Bank. Die Feuerzeuge der alten Angler klicken in der Dunkelheit. Aus irgendeinem Fenster säuselt Klaviermusik von Erik Satie. Ich öffne mir ein Bier und weiß: Es gibt Momente, da kommt man an – auch wenn man eigentlich auf der Flucht ist.

2 Nach Saint-Jean-Pied-de-Port

Es ist sieben Uhr morgens und trotzdem mitten in der Nacht. Durch den Lüfter dringt das Klappern von Geschirr, eine Waschmaschine rumpelt, als wolle sie gleich abheben. Meine Hand tastet im Dunkeln nach dem Lichtschalter. Dabei stößt sie die offene Bierdose um, die noch von gestern auf dem Nachttisch steht. Weil nichts zum Aufwischen in der Nähe ist, nehme ich mein T-Shirt. Danach wandert es in den Mülleimer. Nachdem ich geduscht und gepackt habe, wird bei Michel Piccoli bezahlt, dann geht es wieder auf die Straße.

Das grelle Tageslicht sticht in den Augen. Nach meiner Dunkelhaft bin ich noch sehr empfindlich. Trotz der frühen Stunde ist es bereits krachend heiß. Die ganze Stadt flimmert. In langen Reihen staut sich der Verkehr hinter den Ampeln. Überall sprudeln Menschen aus haltenden Bussen, strömen die Bürgersteige entlang und werden von U-Bahnschächten wieder eingesogen. Der tägliche Blutkreislauf einer Großstadt. Kurz darauf bin auch ich wieder Teil davon und fahre Metro. Nach zwei Stationen stelle ich allerdings fest, dass es die falsche Richtung ist. Ich glaube, ich brauche dringend einen Kaffee. Im zweiten Versuch ist der Busbahnhof erreicht.

Am Schalter sagt man mir, dass der Bus nach Bayonne gerade weg ist. Die nächste Fahrt geht erst in drei Stunden. Ich kaufe trotzdem schon mal ein Ticket. Diesmal ist der Fahrpreis deutlich höher, obwohl die Strecke gar nicht so lang ist. Wahrscheinlich liegt das daran, dass die Landesgrenze passiert wird. Bayonne liegt nämlich in Frankreich. Somit bleibt mir viel Zeit zum Frühstück.

Im nahen Bahnhofscafé bestelle ich Milchkaffee und ein paar fettige Donuts. Um mich herum rascheln Zeitungen, Finger hacken auf Laptops herum, jemand flucht in sein Telefon. Wer nichts zu tun hat, schaut in die Glotze, wo einige Trickfilme laufen, die im Fünfminutentakt von knalligen Werbespots unterbrochen werden. Irgendwann torkeln ein paar überdrehte Mädchen zur Tür hinein. Sie sehen ziemlich gerupft aus. Scheinbar sind sie gerade aus der Disco gekommen. Nacheinander setzen sie sich auf die Hocker am Tresen und pumpen bewusst ihre Hintern auf, damit auch ja jeder hinschaut. Es funktioniert. Kurz darauf folgt die nächste Welle. Eine Gruppe Jungs mit grausigen Vokuhilafrisuren poltert ins Lokal. Nachdem sie bei den Mädels an der Bar abgeblitzt sind, fläzen sie sich an den Tisch neben mir. Sicherheitshalber gurte ich den Rucksack am Tischbein fest.

Nach dem Frühstück geht es wieder in die Stadt. Wie ein herrenloser Hund streune ich durch die Gassen von Bilbao. Und ich bin nicht der Einzige. Vor mir schlürft ein Obdachloser den Bordstein entlang und durchwühlt die Mülleimer nach Nützlichkeiten. Ich halte einen Sicherheitsabstand ein, da die Luft plötzlich von einem verwesenden Geruch erfüllt ist. Dummerweise rammle ich mit meinem Rucksack gegen einen Laternenpfeiler, was sofort Aufmerksamkeit erregt. Der Stadtstreicher verwickelt mich in ein wirres Gespräch. Er erschnorrt eine Zigarette nach der anderen. Das Feuerzeug, das ich ihm reiche, wandert flugs in seine Hosentasche. Als der Gestank fast unerträglich ist, passiert mich eine Schulklasse. Das ist meine Chance! Ruckzuck verschwinde ich zwischen den Ranzen. Ein paar Blocks weiter setze ich mich auf eine Bank. Ein ganz schön schräger Morgen ist das heute. Höchste Zeit für eine kleine Stärkung. Gerade habe ich die Salami und ein paar Kekse auf dem Schoß, als es plötzlich Staub und Hundefutter regnet. Mein Blick geht nach oben. Im Balkon über mir schütteln zwei Hände einen Vorleger aus.

Abschießend fliegt noch ein glimmender Kippenstummel hinterher. Zuerst die falsche Metro, dann der Obdachlose und jetzt das! Das grenzt schon an Mobbing, was Bilbao mit mir treibt. Ich packe Wurst und Kekse wieder ein und ziehe weiter.

Auf meiner Suche nach einem neuen Frühstücksplatz lande ich am Fluss. Eine Weile spaziere ich am Ufer entlang und bestaune die verschiedenartigen Brücken, welche die Stadt zu bieten hat. Das seltsame blecherne Gebilde, das ich anfangs für einen zerbeulten Dampfer halte, entpuppt sich als das Guggenheim-Museum. Das Wahrzeichen Bilbaos zählt jährlich mehr als 600.000 Besucher. Auf einer Fläche von 11.000 m² werden hier u.a. moderne Installationen und Videokunst präsentiert. Das von Frank O. Gehry konzipierte Museum wird in Fachkreisen für seinen dekonstruktivistischen Baustil gerühmt und prägte den sogenannten „Bilbao-Effekt“. Unter dem Begriff versteht man die Aufwertung von Städten durch moderne Architektur. Für eine genauere Inspizierung ist die Zeit inzwischen aber zu knapp.

Zurück am Busbahnhof erwische ich diesmal gleich das richtige Gefährt. Sogar einen Fensterplatz gibt's obendrauf. Wie schon in Santander, führt die Fahrt durch zerzauste Vororte, die größtenteils aus Industrie und Neubaublocks bestehen. Dann zeigt sich aber der blaue Streifen des Atlantiks am Horizont. Der Golf von Biskaya ist erreicht. Irgendwie gehört zu jeder Reise ein bisschen Meer dazu. Wenn ich am Ende meiner Wanderung noch Zeit habe, könnte ich von Santiago de Compostela noch weiter zum Kap Finisterre laufen. Doch das ist noch ferne Zukunftsmusik. Bis jetzt bin ich noch keinen Kilometer gelaufen. Der Bus legt einen Zwischenstopp in San Sebastian ein, dann geht es schnurstracks an der Küste entlang Richtung Frankreich. Eine knappe Stunde später ist das Ziel erreicht.

Bayonne oder Baiona, was im Baskischen soviel wie „Guter Hafen“ bedeutet, hatte es in Sachen Vormundschaft nicht immer leicht. Zuerst regierten hier die Römer, danach kamen die Westgoten, Basken, Franken und Normannen. Bei so viel kriegerischer Vergangenheit ist es nicht verwunderlich, dass hier das Bajonett erfunden wurde. Heute werden in Bayonne nur noch Touristen aufgespießt, gibt es doch wie in Pamplona ein jährliches Stiertreiben. Allerdings werden die Bullen nicht durch enge Gassen getrieben, sondern auf einem zentralen Platz ausgesetzt, wo sie fröhlich Hintern aufgabeln können. Danach müssen sie zum Schafott in die Arenen.

Am Busbahnhof treffe ich die ersten Pilger, gut zu erkennen an den großen weißen Jakobsmuscheln, die an ihren verdächtig schlanken Rucksäcken baumeln. Scheinbar haben sie beim Packen deutliche Abstriche gemacht und nur das Nötigste dabei. Dagegen sehe ich aus, als hätte ich gleich ein Vorstellungsgespräch bei der Fremdenlegion. Trotzdem schön ein paar Leute zu treffen, die das gleiche Ziel haben. Gemeinsam flüchtet es sich doch viel schöner.

Die zentrale Sammelstelle für die Pilger ist der örtliche Bahnhof, der aus allen Nähten platzt. Eine ganze Legion Rucksackträger hat sich hier versammelt. Da würden selbst die Römer neidisch werden. Nachdem ich fertig mit Staunen bin, reihe ich mich in die Schlange hinterm Ticketschalter ein.

Hier kann ich bereits erste anthropologische Studien durchführen: Vor mir diskutieren zwei rosige Engländer ein Fußballspiel von Manchester United, wobei sie vornehmlich das Wort *fuck* benutzen. Schließlich besänftigen sie sich mit zwei Dosenbieren und reden dann in eloquentem Oxford-Englisch über Gartenbau. Alkohol hat anscheinend doch manchmal eine gemütsregulierende Wirkung.

Eine knappe Stunde später bekomme ich meine Fahrkarte nach Saint-Jean-Pied-de-Port ausgehändigt. Da noch Zeit ist, bis der Zug kommt, begeben sich in das kleine Café

hintern Bahnhof. Hineinquetschen wäre der bessere Ausdruck, denn fünfhundert andere Pilger haben dieselbe Idee. Spanier, Franzosen, Deutsche, Iren, Italiener, Schweden und Österreicher tummeln sich hier. Das reinsten Nationengulasch. Trotzdem fühle ich mich wie die Salatbeilage. Etwas Gesellschaft ist ja schön und gut, aber das hier ist ein bisschen zu viel davon. Da wünsche ich mich glatt in meine baskische Blackbox zurück. Ich hole mir einen Kaffee und flüchte zum Bahnsteig, wo die nächste Legion Pilger stationiert ist. Da wird man glatt zum Misanthrop.

Als nach einer Stunde eine Lautsprecherdurchsage den Zug ankündigt, geht ein Ruck durch die Massen. Alle rammeln gleichzeitig los. So ähnlich muss der Sturm auf eine Neulieferung des Intershops verlaufen sein. Es dauert geschlagene zwanzig Minuten, bis alle Pilger und Rucksäcke verstaubt sind. Jetzt fehlt nur noch jemand, der zum Abschied winkt. Mit reichlich Verspätung fährt der Zug los - und diesmal ruckelt er wirklich ganz wunderbar. Entlang der Pyrenäenausläufer geht es durch lichtgrüne Wälder und blumenstrotzende Bergtäler. Die meisten Pilger dösen, knabbern Kekse oder blättern in ihren Reiseführern. Jeder Dritte hat zudem ein Buch von Paulo Coelho oder Shirley McLaine auf dem Schoß. Ich nutze die Zeit, um etwas in meinem *credencial*, dem Pilgerpass, zu schmökern.

Der Pappflyer ist für die nächsten vier Wochen mein Personalausweis. Mit dem *credencial* gibt man sich nicht nur als Jakobspilger aus, sondern erhält Zutritt zu den Herbergen, wo übernachtet wird. Hauptzweck des Pilgerpasses ist aber das Archivieren von Stempeln. Hierfür gibt es extra vorgedruckte Felder. Hat man eine Etappe bewältigt, gibt es einen sogenannten *sello*. Wer unterwegs genug dieser Stempel gesammelt hat, darf in Santiago de Compostela die *compostela* in Empfang nehmen. Die prestigeträchtige Urkunde beglaubigt, dass man auch wirklich die ganze Zeit gelaufen ist. Wer will, kann natürlich auch mit dem Pferd oder Fahrrad kommen.

Anderthalb Stunden später ist Saint-Jean-Pied-de-Port erreicht - der offizielle Startpunkt des Jakobsweges. Wie Getreide aus aufgeschlitzten Säcken platzen die Pilger aus den Wagons. Danach formieren sie sich ihrer Nationalitäten entsprechend und rücken stoßweise ab.

Auf dem Weg vom Bahnhof in die Ortschaft wird zum ersten Mal das ganze Teilnehmerfeld überschaubar. Ich zähle mindestens hundertfünfzig Paar Schuhe. Irgendwie habe ich mir das etwas beschaulicher vorgestellt.

Saint-Jean-Pied-de-Port („Heiliger Johann am Fuße des Passes“) war zwischen 1512 und 1530 Schauplatz des kriegerischen Treibens zwischen den Königshäusern von Aragon und Navarra. Doch wenn zwei sich streiten, freut sich bekanntlich der Dritte. In diesem Fall Frankreich, das sich die begehrte Ortschaft unter den Nagel riss. Heute wirkt Saint-Jean wie der Ausgangspunkt eines Märchens der Gebrüder Grimm. Die gedrungene Häuser und steinernen Gassen verströmen eine schaurig-schöne Atmosphäre. Das Wetter tut dazu sein Übriges. Dunkle Gewitterwolken ziehen heran, der Wind frischt merklich auf.

Im Pilgerbüro von Saint-Jean wird es dann tatsächlich gruselig. Sämtliche Übernachtungsmöglichkeiten sind ausgebucht! Verzweiflung macht sich unter den (obdachlosen) Pilgern breit. Nur die zwei Engländer vom Bahnhof in Bayonne zeigen sich unbeeindruckt. Sie kippen sich noch ein Bier hinter die Binde und beschließen dann kurzerhand loszulaufen. Unter den verbliebenen Pilgern wird es derweil immer unruhiger. Die Lage ist explosiv. Passenderweise setzt draußen der erste Donner ein.

Schließlich stellt sich der Büroleiter auf seinen Stuhl, hebt wie ein Heiland die Arme und bittet um etwas Geduld. Ein paar hastige Telefonate werden geführt. Binnen einer Viertelstunde sind für alle Gestrandeten Ausweichquartiere organisiert. Eine französische Mitarbeiterin, die ich auf Englisch anspreche, erklärt mir auf Deutsch, dass ich im Gemeindehaus übernachten kann. Danach drückt sie mir

feierlich den ersten Stempel in den Pilgerpass. Anschließend bekomme ich sogar eine Isomatte überreicht. Nun werden die Pilger in Grüppchen aufgeteilt und zu den Unterkünften geführt.

Mein erster Schlafplatz ist der Fußboden eines Gemeindehauses. Ich teile mir die Fläche mit zwei Spaniern, einem Iren und einem Franzosen. Kaum ist das Nachtlager bereitet, machen die Gewitterwolken ernst. Zuerst trommelt der Regen nur zaghaft auf das Dach, dann wird die Dusche bis zum Anschlag aufgedreht. Das Rauschen ist ohrenbetäubend. Im Sekundentakt erhellen Blitze den Raum, der Donner klingt wie Geschützfeuer. Der ganze Himmel befindet sich im Kriegszustand. Eigentlich wollte ich noch irgendwo ein Bier trinken, von einem warmen Abendessen ganz zu schweigen. Aber da draußen gerade die Welt untergeht, gibt es Knüppelsalami und Schokolade. Die Spanier begnügen sich mit einer Tüte Chips, der Franzose geht schon mal ins Bad. Einzig der Ire wagt sich trotz des Wolkenbruchs nach draußen.

Nach dem Essen stelle ich mich unter das Vordach und rauche. Schließlich höre ich ein lautes Patschen. Zwei gekrümmte, in Ponchos gehüllte, Gestalten nähern sich mir. Wahrscheinlich hat das Arbeitsamt meine Flucht bemerkt und die Feldjäger auf mich angesetzt. Meine Hand greift nach einer klobigen Eisenstange, die an der Hauswand lehnt. Die vermeintlichen Schergen vom Arbeitsamt entpuppen sich schließlich die zwei abtrünnigen Engländer. Scheinbar haben sie ihren verwegenen Plan aufgegeben, die Pyrenäen bei dieser Sintflut zu überqueren. Wir teilen uns zu dritt in ihre letzte Dose Bier, dann ziehen wir uns zurück. Vor dem Schlafengehen spannen die Engländer noch eine Leine quer im Raum, um die klatschnassen Ponchos zu trocknen. Danach verkriecht sich jeder in seinen Schlafsack. Als das Licht aus ist, geht es gleich wieder an.

Der Ire rumpelt in den Raum. Dem Geruch nach zu urteilen, hat er ein ganzes Fass Bier getrunken. Damit ist die

WG vollzählig. So endet der Prolog meiner Reise. Morgen beginnt ganz offiziell der Jakobsweg. Fünf Wochen bleiben, um meinem Schicksal eine Wendung zu geben - oder zumindest einen kleinen Schubser. Eine Weile lausche ich dem Regen, bis die Engländer ihn mit ihrem knarrenden Geschnarche übertönen - ein Geräusch, an das ich mich noch gewöhnen sollte.

3 Von echten und falschen Bären

An meinem ersten Wandertag erwache ich unter einem Tisch. Noch verwunderlicher ist die Tatsache, dass die Isomatte zwei Meter neben mir liegt. Auch meine Schuhe sind schon mal losgelaufen: Einer liegt am Kopfende, der andere steht auf einem Stuhl. Und wie die Zahnbürste in meinen Schlafsack kommt, kann ich mir auch nicht erklären. Immerhin habe ich noch meine Unterhose an. Bis auf den dösenden Franzosen unterm Nachbartisch sind alle verschwunden. Im Nebenraum höre ich bereits das Röhren eines Staubsaugers. Es ist kurz vor sieben – also für mich noch mitten in der Nacht.

Auf allen vieren krieche ich unter meinem Verschlag hervor. Das Aufrichten ist schmerzhaft. Mein Kreuz fühlt sich an wie eine morsche Zaunlatte. Dabei habe ich noch nicht mal den Rucksack auf. Hoffentlich sind die nächsten Herbergen komfortabler.

Als ich auf der Suche nach einer Toilette ins Freie trete, überkommt mich Staunen. Der Himmel strahlt in schönstem Blau. Honiggolden liegt die Sonne auf den Dächern, die Spatzen plantschen vergnügt in der Regenrinne. Einzig die ententeichgroßen Pfützen bezeugen, dass es gestern hier ein Unwetter gab. Der Anblick eines nicht angeleinten Hundes treibt mich zurück ins Haus.

Nachdem der Rucksack gepackt ist, werfe ich ein paar Euros in den Spendenkasten am Ausgang und gebe die Isomatte zurück. Dann überprüfe ich noch einmal, ob das Schuhwerk sitzt. Meine Treter haben gerade mal dreißig Euro gekostet. Mehr hat das verbliebene Bafög leider nicht hergegeben.

Hoffentlich halten sie die nächsten achthundert Kilometer durch – und ich auch. Nun kann es also losgehen. Fragt sich nur wo. Es ist gar nicht so leicht sich in den verschachtelten Gassen von Saint-Jean-Pied-de-Port zu orientieren. Meine Hand greift in die Hosentasche.

Darf ich vorstellen: Rother. Mein wichtigster Ratgeber für unterwegs. Das handliche Buch enthält neben Wegbeschreibungen und Streckeninfos auch sehr nützliches Kartenmaterial. Genau das, was ich jetzt brauche. Ich blättere mich zur heutigen Etappe durch.

Knapp 25 Kilometer sind es bis zum Tagesziel Roncesvalles. Eine Gehzeit von 7,5 Stunden wird veranschlagt. Ich denke, das schaffe ich deutlich schneller. Die grafische Darstellung des Streckenprofils flößt allerdings Respekt ein: Es geht bis auf 1430 Meter hinauf. In solchen Höhen hält sich die Natur an keinen Wetterbericht. Man kann bei strahlendem Sonnenschein loslaufen und sich drei Stunden später in einem Orkan mit über 120 km/h Windgeschwindigkeit wiederfinden, im schlimmsten Fall in einer Felsspalte. Zudem kann es in den Pyrenäen auch im Mai noch zu Schneefällen kommen. Aufgrund dieser Extreme darf der Pilger zwischen zwei Wegvarianten entscheiden: Die *route napoléon* führt über die höheren Pässe, was bei genannten Bedingungen nicht ganz ungefährlich ist. Dafür sind grandiose Bergpanoramen garantiert. Mit etwas Glück kann man die seltenen Steinböcke antreffen. Mit etwas Pech, die noch selteneren Braunbären. Die Alternativroute über Valcarlos verläuft weiter unten. Dieser Weg ist befestigt und gilt als weniger spektakulär. Dafür werden einige Ortschaften und somit auch Verpflegungsstellen passiert. Die Entscheidung fällt mir leicht: Ich will die Steinböcke! Vorher gibt es aber ein kurzes Frühstück bestehend aus Limo, Knüppelsalami und Schokolade. Danach wird noch eine geraucht und schon ist ein neuer Tag ein neuer Freund.